

Bitte nicht stören

Frau Prof. Meckel, immer mehr Menschen leiden unter „Ringxiety“: Sie denken, dass ihr Handy klingelt oder sogar in der Hosentasche vibriert, obwohl es das gar nicht tut. Bestimmt haben Sie eine Erklärung für das Phantomklingeln?

Wir sind inzwischen so daran gewöhnt, dass es um uns herum ständig klingelt und brummt, in unseren Taschen, auf unseren Tischen, dass wir kaum glauben können, wenn es eine Pause gibt. Alle möglichen Geräusche und Signale aus der Umwelt ordnen wir dann sofort diesem gewohnten Geräusch des Handys zu – häufig in der Hoffnung, selber gemeint zu sein.

Welchen Reiz übt es denn aus, wenn das Handy dann tatsächlich klingelt? Es könnten ja auch schlechte Nachrichten sein.

Aber die Neugier des Menschen ist größer als die Angst davor, was in der Nachricht stehen möge. Darüber hinaus haben wir in unserer vernetzten, Informations-orientierten Gesellschaft eine neue Währung – die Aufmerksamkeit. Über Aufmerksamkeit tauschen wir Beachtung gegen Achtung, und das passiert über Kommunikation. Jeder Input, der in einem blinkenden Black Berry (mobiler Email-Empfänger) oder einem Handyklingeln signalisiert wird, zeigt mir, dass ich wichtig bin. Menschen mögen das, es macht sie bedeutsam im Umfeld ihres Alltags, ob beruflich oder privat.

Unter der Kommunikationsüberfrachtung leiden aber doch nur Manager und Börsenspekulanten?

Das war früher so. Inzwischen hat auch manch eine Sekretärin einen Black Berry. Auch von ihr wird dann erwartet, dass sie erreichbar ist, selbst nach Dienstschluss. So werden Privatleben und Berufswelt entgrenzt. Der Ausgleich zwischen Arbeit und Freizeit funktioniert an manchen Stellen nicht mehr.

Viele Menschen warten ständig auf das nächste Telefonat oder die nächste Mail. Für Jugendliche hat es eine Status-Bedeutung, wie viele SMS täglich eingehen. Sind den Empfängern Inhalt und Absender weniger wichtig als der Klingelton?

Gelegentlich kann man den Eindruck bekommen. Aber ich bin mir sicher, dass irgendwann der Wunsch nach Inhalt wieder in den Vordergrund rückt. Sonst reagiert man nur noch wie ein Pawlowscher Hund auf irgendwelche Blinksignale oder Klingeltöne. Wir wollen uns ja miteinander unterhalten. Wir wünschen ja, dass der Andere uns versteht. Also braucht es Zeit, um gut kommunizieren zu können. Das funktioniert manchmal nur, wenn man alle technischen Geräte abschaltet.

Vielleicht warten wir ja nur auf kommunikative Signale, um anstrengende Aufgaben hinauszuzögern. Lassen sich die Menschen gerne ablenken?

Unglaublich gern. Das kennt wahrscheinlich jeder. Wenn ich selbst einen schwierigen Artikel schreiben muss und nicht so recht vorwärts komme, denke ich mir etwas aus, das ich recherchieren könnte und surfe im Internet. Schnell ist dann eine Stunde vorbei, ohne dass ich wirklich etwas getan habe. Diese Sofortbelohnung durch Dinge, die man per Email oder im Netz schnell erledigen kann, erzeugt ein kurzes Wohlfühl. Doch die eigentliche Arbeit bleibt liegen. Wir müssen uns so organisieren, dass dies eben nicht passiert.

Die Kommunikationsmittel schaden nicht nur der Arbeit oft mehr als sie nützen. Der durch sie erzeugte Stress führt sogar zu Krankheiten. Was tut die Wirtschaft dagegen?

Es gibt immer mehr Unternehmen, die das erkannt haben und Regeln aufstellen. Sie definieren zum Beispiel, wann wer erreichbar sein muss. Oder wie lange man nachdenken darf, bevor man

eine Email erwidert. Die Forschung zeigt, dass diese Regeln mit der Produktivität zusammenhängen. Sie liegen deshalb im Interesse des Unternehmens.

Die digitalen Medien verändern das Leben und die Menschen. Sind Nutzer dieser Kommunikationsmittel auch eher bereit, sich überwachen zu lassen?

Die Entwicklung macht mir wirklich manchmal Sorgen. Die informationelle Selbstbestimmung – ein wesentlicher Faktor einer Demokratie und einer freiheitlichen Gesellschaft – frant an allen Ecken und Enden aus. Ob durch Online-Durchsuchungen, wie sie gerade gerichtlich verhandelt werden, oder durch das Datenspeichern von ganzen Menschenleben. Wenn Sie durch London laufen, werden Sie jeden Tag von 300 Kameras eingefangen. Jeder Schritt, den Sie tun, ist auf irgendeiner Videokamera drauf. Wir hätten Grund, darüber zu diskutieren, aber das tun wir nicht.

Die vereinfachte Sprache von SMS und E-Mails erschwert die Bildung komplexer Ideen. Entwickeln wir uns technisch vorwärts, aber geistig zurück?

Ich bin kein Kulturpessimist. Auch die oberflächliche Instant-Kommunikation kann hilfreich sein, um kleine Probleme im Berufsalltag zu lösen. Aber wir brauchen auch die andere Kommunikationsform: die konzentrierte, in einer Ruhepause stattfindende Unterhaltung, das Lesen eines Buches, die kreative Beschäftigung mit einem Thema. Wenn wir dann noch zwischen beiden Formen wechseln können, bin ich zuversichtlich, dass keine Degeneration stattfindet.

Schon zu Beginn des Handy-Booms liebten sich Menschen anrufen, um wichtig zu erscheinen. Was haben die alle eigentlich vorher gemacht, oder gab es solche Leute damals nicht?

Manche Möglichkeiten bringen ihre Nutzungen hervor.

Wenn man ein Auto hat, das 260 km/h fährt, ist man auch geneigt, das einmal zu versuchen. Bei Kommunikationstechnologien ist das ähnlich. Früher haben die Menschen darauf vertrauen müssen, dass sie im persönlichen Kontakt die Bedeutung übermitteln und vermittelt bekommen, die sie gern hätten. Man musste sich treffen. Heute läuft das alles über die Technologie. Und wir gewöhnen uns wahnsinnig schnell an diese Dinge. Wenn ich ohne Portemonnaie aus dem Haus gehe, kann ich einen Nachmittag lang überleben. Ohne Handy wird es schwierig.

Inzwischen ist unmodern, wer nur ein Handy besitzt. Sie selbst raten zu mehreren Geräten, um dienstlich und privat besser zu trennen. Kann man den Teufel wirklich mit dem Beelzebub austreiben?

Das kommt auf jeden selbst an. In meinem Buch habe ich Regeln beschrieben, die für mich nützlich sind. Manche können sicher auch andere

nutzen, aber jeder muss selber überprüfen, was für ihn funktioniert. Ich benutze den Black Berry beruflich und das Handy eher privat. So kann ich besser entscheiden, wo ich abnehmen muss und wo nicht und wann ich welches Gerät abschalten kann.

Sie raten zu temporärer Abstinenz. Warum wollen Sie sich nicht gleich ganz vom Handy lossagen?

Ich liebe das Handy und alle anderen Kommunikationstechnologien. Meine These ist auf keinen Fall, dass wir uns davon völlig abkoppeln sollten. Ohnehin kann man nicht die Uhr zurückdrehen und sagen: Früher war alles besser, also versetzen wir uns in die 70er-Jahre zurück. Aber wir müssen einen Ausgleich finden. Die gezielte temporäre technische Unerreichbarkeit ist es, was jeder sich erhalten muss, um sich in diesen Phasen der Ruhe und der Konzentration wirklich mit einem anderen Menschen oder einem Thema auseinanderzusetzen und auch die Zeit dafür zu haben.

Wie lässt sich dieser Teil-Entzug umsetzen und, vor allem, durchhalten?

Man muss sich immer wieder überprüfen. Als ich das Buch schrieb, fing ich an, über Dinge nachzudenken und veränderte dann mein Verhalten tatsächlich. Manche Verhaltensweisen hatten sich eingeschlimmert, die wirklich nicht gut waren. Im Gespräch mit jemand anderem ans Handy zu gehen zum Beispiel oder eine E-Mail auf dem Black Berry zu beantworten ist nicht nur unhöflich, sondern auch schwachsinnig, weil man sich auf gar nichts mehr konzentrieren kann. Wir können nicht multitasken, also mehrere Dinge gleichzeitig erledigen, sondern nur zwischen ihnen hin- und herspringen. Diese Veränderungen habe ich für mich in einem Regelwerk organisiert, das ich regelmäßig überprüfe. Ich glaube, dass es funktionieren kann, indem ich etwa On- und Off-Zeiten für meine Geräte definiere.

Als die Industrie entstand, störte der Mensch Maschinen. Sind Ihre Mahnungen vielleicht nur dem Übergang in das Informationszeitalter geschuldet?

Ganz sicher werden wir uns an viele Dinge gewöhnen. Aber auch die Industrialisierung hat Prozesse durchlaufen, in denen sich von den Rechten der Arbeiter über Sozialversicherungsfragen bis hin zu Arbeitszeitmodellen sehr viel verändert hat. Und zwar, weil man anfang nachzudenken über die Probleme, die mit den Neuerungen entstanden, und dann versucht hat sie zu lösen. Das ist es, was ich mit dem Buch leisten möchte – auf ein gesellschaftliches Problem aufmerksam machen, mit dem wir uns befassen müssen. Nicht, indem wir die Handys verdammen, sondern indem wir Regeln finden, um die Vorteile der Kommunikationsmittel zu nutzen und die Nachteile einzudämmen.



VERNETZT: Schon Kinder sind heute mobil („Keitai“), wie die gleichnamige Skulptur von Yuki Arai zeigt.

Foto: AFP

ERFURTER
HERBST
LESE

Eine Welt ohne Handy kann sich niemand mehr vorstellen. Doch die Mobilität verändert unser Leben. Immer erreichbar sein zu können, heißt für viele, immer erreichbar sein zu müssen. Echte Freizeit gibt es nicht mehr, Dauerstress macht die Menschen krank. Aus der Kommunikationsfalle gibt es nur einen Ausweg, meint die Herbstlese-Autorin Prof. Miriam Meckel – regelmäßig abschalten.

Von Holger WETZEL



Zur Person

Miriam Meckel, Jahrgang 1967, stammt aus Hilden und leitet seit 2005 das Institut für Medien- und Kommunikationsmanagement der Universität St. Gallen (Schweiz). Außerdem ist sie als Medienberaterin tätig und moderiert beim Nachrichtensender N-TV.

Parallel zu ihrer akademischen Laufbahn moderierte sie bereits ab 1994 für RTL und WDR. Trotz dieser Zusatzaufgaben schaffte sie es, 1999 die jüngste Professorin Deutschlands zu werden. Von 2001 bis 2005 war sie Staatssekretärin in Nordrhein-Westfalen. „Das Glück der Unerreichbarkeit“ ist ihr siebentes Buch.

Zur Sache

Als „digitale Zeitdiebe und Hausbesetzer“ bezeichnet Miriam Meckel Handy, Email und Internet. In „Das Glück der Unerreichbarkeit“ analysiert sie klug und unterhaltsam, wie die modernen Kommunikationsmittel die Nutzer beeinflussen und welche Gefahren für die Gesellschaft dabei lauern. Außerdem gibt sie Tipps, wie man durch gezieltes Abschalten der Kommunikationsfalle entgehen kann.

Miriam Meckel, Das Glück der Unerreichbarkeit, Murrmann, 272 S., 18 Euro

Im Rahmen der Erfurter Herbstlese liest Miriam Meckel am 24. Oktober 20 Uhr im Café Nerly (ausverkauft).

Eva Herman ist eine schlaue Frau. Schlaue aber nicht klug. Sie ist, bildlich gesprochen, eine der kleinen Sauen, die mit Gequik fröhlich durchs mediale Dorf getrieben werden. Und wenn sie keiner treiben will, dann trotzelt sie selbst zum Markt und machen Männchen, bis jemand kommt. Oder Weibchen.

Was aber ist Ashkan Dejagah? Der Junge, 21 Jahre, in Teheran geboren, in Berlin aufgewachsen mit zwei Pässen, Profifußballer, ist ein deutsches Problem. Oder vielmehr, er offenbart dieses Problem und er ist, in gewisser Weise, auch sein Opfer.

Ashkan Dejagah wollte nicht mit der U-21-Nationalmann-

schaft in Israel spielen. Das iranische Regime, eine Diktatur, die den Holocaust leugnet, verbietet seinen Bürgern Reisen zum „Teufel“ Israel und der Verstoß dagegen ist mit Strafe bedroht. Der junge Mann hat Verwandte im Iran, sein Bruder spielt Fußball in Teheran. Womöglich kann von Ashkan Dejagah verlangt werden, wenn er im deutschen Nationaldress auflaufen will, auf mögliche Reisen in sein Ursprungsland zu verzichten. Die sehr reale Gefährdung seiner Verwandten, seines Bruders in Kauf zu nehmen, das kann man wohl billig nicht verlangen.

Verlangen kann und muss man Klarheit, ob diese Weigerung ideologisch begrün-

det ist oder tatsächlich privat. Selbstverständlich und außerhalb jeden Zweifels: Für Antisemitismus in jeglicher Gestalt und Erscheinungsform kann keinerlei Spielraum und Toleranz sein, und gleich gar nicht können diese walten, wenn eine Gruppe oder Institution das offizielle Deutschland repräsentiert – und genau das tut eine Nationalmannschaft wenn sie aufläuft mit Hymne und Flagge.

Zu befragen sind der Trainer und die Funktionäre um ihn herum. Vor einigen Jahren bekam ein iranischstämmiger Spieler des FC Bayern München in einer solchen Situation „Rückenschmerzen“ und alle waren zufrieden. Das Management der jungen Na-

tionalfußballer aber hat, durch die indiskrete Behandlung des Problems, eine politische Situation geschaffen, die kaum befriedigend auflösen ist. Für niemanden.

Denn selbstverständlich muss eine Institution wie der Fußballverband auf diesen Vorgang reagieren und selbstverständlich müssen die Medien das auch. Und so entsteht eine Art von Aufgeladeneheit, die der Substanz des Problems nicht förderlich ist. In einer derart aufgeheizten Situation ist eine sachliche Diskussion schwer möglich und mancher, der schon immer die weltweite „jüdische Lobby“ am Wirken sah, wird sich hier ideologisch aufmuntern. Und auf der ande-

ren Seite wird schnell mancher, der den Ausschluss aus der Nationalmannschaft beim derzeitigen Kenntnisstand nicht für zwingend geboten hält, mit Antisemitismusverdacht belegt. Der Autor, der sich mit Gründen als von diesem Verdacht befreit betrachtet, glaubt, man müsse mit dem jungen Mann gründlich und ernsthaft reden, um, so das möglich ist, seine Motive zu erkunden. Wenn diese nachvollziehbar nur aus dem Bedürfnis wuchsen, seine Familie zu schützen, dann soll man ein abschließendes Statement abgeben. Wenn es deutliche Anzeichen anderer Gründe gibt, dann muss man ihn suspendieren. In Deutschland ist nichts pri-

vat, was mit einem öffentlich bekundeten Antisemitismus zu tun hat, das kann und darf nicht anders sein. Das Verhältnis Deutschlands zu den Juden ist auf absehbare Zeit ein absolut singuläres. Das ist keine nationale Selbstkasteiung, das ist historischer Anstand – und war die conditio sine qua non für die Wiederaufnahme in den Kreis der zivilisierten Völker. Zu den Kriterien dieser Zivilisiertheit gehört auch, erst genau zu schauen ehe die Politik der Symbole zu greifen beginnt. Damit niemand von einer Keule sprechen kann, sondern eine wohl erwogene, sachlich begründete Haltung respektieren muss.

Henryk GOLDBERG

Salon

Kopf oder Keule